

Illustrirte Zeitung für Kleine Leute



Onkel Hero.

Ein Wassertropfen.

Märchenhafte Geschichte von G. Sedelmayr.

(Schluß.)



Ich stieg jetzt an die Oberfläche und ließ mich vom Winde hintragen, wohin es ihm beliebte. An den nordischen Küsten stürmte ich im Verein mit meinen Kameraden festgeschlossen wie ein Kampfesheer gegen die ewigen Felsen an. Ha, du hättest das Schauspiel sehen sollen, wenn der Sturm uns an die Felsen schleuderte und wir uns donnernd an denselben brachen! Zitternd sah ich manchen Wanderer stehen. Er neigte sein Ohr der mächtigen Stimme des Sturmes und bewunderte im Donner der Brandung die Größe der Natur. Weiter führte mich die ruhelose Woge bis zu jenen Regionen hin, wo das Meer, in eisige Bande geschlossen, wie ein gebändigter Löwe seine riesigen Glieder um den Nordpol schlingt und wir uns schauernd an den schwimmenden Eisbergen brachen. Einmal geschah es mir, daß ich in den Rachen eines Ungeheuers gerieth und himmelhoch in die Luft gesprengt wurde. Aber das Meer ließ mich nicht los. Raslos wälzte sich die Woge fort. Es ging nach Süden, dem schönen, goldenen Süden! Glühend ist dort der Sand der Küste. In des Urwalds schauerliche Hallen warf ich schüchtern meinen Blick. Dann schwamm ich wieder hinaus in das offene Meer. Blühende Inseln voll Weppigkeit und Fülle bespült da die Meereswoge und aus weitgeöffnetem Rachen speien dort Riesenströme ihre Fluthen unaufhörlich in den Ozean. Und wenn ich nach oben zu den Sternen sah, glänzte es mir wie eine andere Welt. Unfern trauten Freund Orion mußte ich freilich vermissen, dafür aber strahlte das „Kreuz des Südens“ mit unaussprechlicher Klarheit und Pracht an dem tiefblauen südlichen Himmel. O es ist eine großartige, herrliche Natur Schläfst du, Wassertropf-pflanze?“

„O nein, ich könnte dir ewig zuhören. Es ist doch herrlich, wenn man die Welt gesehen

hat. Gibt es im Süden auch Pflanzen von meiner Art?“

„Die Pflanzenwelt gerade ist es, liebe Wasserpflanze, die in der Gluth der Tropensonne sich in unbeschreiblicher Pracht und Großartigkeit entwickelt. Es gibt dort keinen Winter, dessen eifriger Hauch euer Dasein stört. Ihr braucht nicht in der Erde zu schlafen. Freilich droht der Brand der Sonne den Saft im Innern des Markes zu vertrocknen. Aber wenn nach langer, schrecklicher Trockenheit Alles schmachtet und lechzt, dann kommt die ersehnte Regenzeit, wo wir aus den Höhen in Strömen niederstürzen und Alles beleben, erfrischen, erquickten. Aber dann entfaltet sich auch eine Fruchtbarkeit, von der du in unserer Zone schwerlich ein Beispiel finden wirst. — Die ganze Welt hatte ich nun nachgerade gesehen und ich verlangte nach Ruhe. Der Sonnenstrahl erbarmte sich meiner. Er küßte mich mit einem sanften liebenden Blick von der Erde weg und ich gehörte nun wieder eine Weile den Küsten an. Lächle nur, Wasserpflanze! Es ist dies so unsere Bestimmung. Aus der Erde werden wir hervorgerufen, wandern dem Meere zu und steigen dann in die Lüfte empor, von denen wir in mancherlei, oft sehr sonderbarer Gestalt wieder zur Erde zurückkehren.“

Der Tropfen hielt inne. Er war erschöpft, der Auflösung nahe. Aber er wollte zu Ende reden. Stumm und nachdenklich stand die Wasserpflanze. Sie schien von dem Gehörten betroffen. Oder dachte sie an ihr eigenes Geschick? Auf der Wiese klang die Sense des Landmanns. Fürchtete sie den Tod, der ihr von dorthier drohte?

„Du stirbst also niemals, Wassertropfen?“ sprach sie bedeutungsvoll. „Du vollendest nur immer den Kreislauf deines Daseins und in anderer Gestalt kehrst du wieder zur Mutter Erde zurück. O welch ein herrliches Loos! — Doch erzähle weiter! . . . Du warst also wieder in den Lüften?“

„Ja, und sie behielten mich diesmal ziemlich lange. Was ich unten auf der Erde noch sah, war mir größtentheils bekannt. Ich richtete mein Augenmerk jetzt mehr den Sternen zu. O wie gern ließ ich mich vom sanften Mondlicht umfließen! Der milde Strahl erzählte mir von jedem Sterne etwas Schönes und ich lauschte ihm so manche Nacht. Da sah ich endlich meine Alpen wieder. Zugleich aber merkte ich, daß wir uns in kälteren Regionen befanden. Und o Schrecken! Eines Morgens waren wir, die wir als feine, winzige Atome bisher in den Höhen schwebten, alle erstarrt und zu Tausenden aneinander gereiht. Wir sahen aus wie Sterne und waren weiß wie Kirschblüthen. So fielen wir auf die Erde herab. Ich blieb auf einem der höchsten Berge liegen. So weit ich sah, war Alles weiß.“

„Das war der Schnee, uh! mich schaubert!“ rief die Wasserpflanze und ihre Blätter zitterten in der That.

„O, nur nicht so verächtlich,“ sprach der Wassertropfen halb zornig. „Ich weiß, daß der Schnee so manches arme Pflänzchen schon vor dem Erfrieren bewahrt hat. Ich freilich hatte dazu keine Gelegenheit; denn unter der Schneedecke, die ich bilden half, waren nichts als starre Felsen. Ich versank in einen todesähnlichen Schlaf und weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe. Es mögen wohl viele Jahre gewesen sein. Bei meinem Erwachen sah ich ein kleines Böglein aufflattern. Das hatte wahrscheinlich einige meiner Kameraden ebenfalls aufgeweckt und schlaftrunken, wie wir waren, rollten wir langsam abwärts. Dabei wurden immer mehr und mehr der Unserigen wach. Und seltsam! Alle hingen sich an uns. Schon waren wir zu einem großen Ballen geworden. Nun war an kein Halten mehr zu denken. In rasender Flucht ging es hinunter. Die Bäume knickten wir ab wie dünne Ruten; Felsstücke rissen wir mit uns. Die Berge widerhallten von dem Donner des niederstürzenden Riesenhallen und die Menschen im Thale flohen entsetzt aus ihren Hütten. Ein kleines, freundliches Häuschen, das friedlich am Abhange gelehnt hatte, wurde weggesetzt, als ob es niemals dort gestanden hätte. Endlich fand die Raserei ein Ende. In einer Bergschlucht blieben wir liegen.

Wir hatten Unheil genug angerichtet. Jetzt konnte ich nicht mehr einschlafen und ich war froh, als mich endlich der Sonnenstrahl wieder fand.“

Die Wasserpflanze lächelte. Ob der Sonnenstrahl ihn wieder in die Lüfte hob?

„Es gab diesmal aber keine neue Lustreise, wie du vielleicht denkst,“ fuhr der Wassertropfen ruhig fort. „Sonst wären wir beide auch wohl nicht hier beisammen. Der Sonnenstrahl gab mir zunächst wieder meine natürliche Gestalt. Ich war wieder ein Tropfen und keine Schneeflocke mehr. Da fand ich denn auch leicht wieder meinen Weg hinab in das Thal und in einen Fluß. Ich hatte Glück; der Fluß war der Rhein. Ich schwamm denn auch mit demselben hinab, bis uns ein schöner blauer See aufnimmt, der, von Waldbeshöhen und Nebenhügeln umsäumt, herrlich im Schooße eines weiten Thales ruht. Das ist der Bodensee. Und weiter geht es. Der Strom stürzt sich fähig über einen hohen Felsen und eilt dann am Fuße der Alpen, meinen theuren, unvergesslichen Alpen hin. Dann winken uns der Wasgau und der Schwarzwald ihren Gruß zu und die Wogen des Rheines rauschen fort durch das herrliche, blühende Thal. Ich bin noch immer dabei. Da werde ich plötzlich, ich weiß nicht wie, aus dem Strome hierher in diesen Weiher gespült. Ich will eben sehen, wo ich bin, drehe mich etwas auf dem Wasserspiegel hin und her — da fliegt ein Stein dicht neben mir in das Wasser und . . . das Uebrige weißt du ja.“

Der Tropfen schwieg. Die Wasserpflanze schien sich emporzurichten, als wolle sie ihn mit ihren grünen Armen in dankbarer Zärtlichkeit festhalten, daß er nicht entfliehen könne. Er war nur noch von winziger Gestalt und nicht mehr lange konnte es dauern, da mußte auch das letzte Theilchen in die Lüfte schweben wie die andern.

„Du hast mich durch deine Erzählung sehr erfreut,“ sprach die Wasserpflanze endlich. „Du hast in der That ein bewegtes, reiches Leben hinter dir und bist von den Glücklichen einer gewesen, die in allen Lagen sich zu finden und bei jeder Lebenswendung sich zu helfen wußten. Ich würde dir gern auch meine Geschichte erzählen, so einfach und reizlos sie für dich auch

wäre, aber du hast nicht mehr Zeit, sie anzuhören . . . ich vielleicht nicht mehr, sie zu erzählen. Denn sieh, dort fährt die Sense des Mähers in unsere Reihen. Du siehst bei jedem Streiche meine Schwestern zu Tausenden nieder sinken. Bald wird es auch mich treffen. Aber ich zittere nicht vor dem Tode. Der Tod ist für uns Pflanzen auch nur der Uebergang in einen andern Zustand, einen Zustand, in welchem wir immer noch nützlich zu sein vermögen. Wenn die Sense — — —“

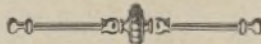
Die Wasserpflanze brach plötzlich ab. Der Abendwind wehte heran und wie zum letzten Gruße bewegten sich leise die grünen Blätter. Hatte der Abendwind ihr die Gewißheit ihres baldigen Hinscheidens verkündet? War er gekommen, um von ihr Abschied zu nehmen? Sie sah in die sinkende Abendsonne und nach dem purpurnen Abendgewölke. Von den Höhen klangen die Heerdenglocklein so klar und lieblich

und auf dem wellenlosen Wasserspiegel des Weihers tanzten muntere Mückenschwärme.

„Wir müssen scheiden,“ unterbrach endlich der Wassertropfen das bange Schweigen. „Ich ziehe hinauf in die Lüfte. Du wirst bald zu deinen Schwestern auf den Rasen nieder sinken. Von den reinen, heitern Höhen sehe ich auf dich herab. Lebe wohl, Wasserpflanze!“

„Lebe wohl!“ hauchten die Blätter der Wasserpflanze. „Meine Wurzeln bleiben und ich werde im nächsten Lenze wieder erscheinen. Der Abendwind, mein — — —“

Sie vollendete den Satz nicht. Im letzten Schimmer des Abendrothes blinkte die Sense des Mähers; in einem raschen Bogen fuhr sie durch den dichten Graswuchs; dann kam der Abendhauch mit leisem Fittich und spielte mit den hingemähten Blumen und Grashalmen. Ob der Wassertropfen aus den nächtlichen Höhen darauf hernieder sah?



Der „Nebelparder“.

Von G. Jaquet.



Der „Nebelparder“ ist der Name eines erst vor wenigen Jahren bekannt gemordenen Raubthieres, welches zur Ordnung der fagenartigen, eine ganze Reihe von Familien umfassenden, Thiere gehört; in dieser aber zur Familie der Parder. In dieser schließt es sich, als „Viertes im Bunde“, dem Leoparden (im größeren Theile Afrika's und in Vorderasien heimisch), dem Panther oder eigentlichen Parder (viel seltener als jener, und nur auf den größern Inseln und dem Festlande Hinterindiens anzutreffen) und dem Dzelot (in Mittel- und Südamerika) an. Der Nebelparder lebt ausschließlich, wie es scheint, in ein paar erst in neuerer resp. neuester Zeit der wissenschaftlichen Forschung erschlossenen Küstenländern Hinterindiens oder der „Halbinsel jenseit des Ganges“, und scheint auch in ihnen sehr selten zu sein. Er hält sich in dichten Wäldern, denen es nicht an Wasser gebricht, und

in den „Dschunglen“ oder Rohr Dickichten an den Mündungen mehrerer größerer hinterindischer Flüsse auf, in welche der Mensch nur schwer einzudringen vermag und noch seltener eindringt. So ist es denn gekommen, daß man in Europa bis in die jüngste Zeit Nichts von ihm gewußt hat, während sein größerer Familien-Genosse, der Leopard, schon den alten Römern bekannt war und heutzutage in jeder halbwegs großen Menagerie vorgezeigt wird.

Der Nebelparder ist ein überaus schön gezeichnetes Thier. Auf dem lebergelben Grunde seines Felles stehen zahlreiche, reihenweis gestellte, braune Flecken, welche, ohne einen eigentlichen Augenpunkt zu haben, durch Ringe eingeschlossen sind, welche wieder ihrerseits aus mehreren zusammenfließenden, gleichsam nebelartig verschwimmenden, schwärzlichen Punkten (daher der Name „Nebelparder“) bestehen. Wie durch sein prächtig gezeichnetes Fell, zeichnet dieser Parder sich auch durch geschmeidige Körperformen und durch Zierlichkeit, Leichtig-

keit und dabei doch Kraft der Bewegungen aus, so daß er eins der schönsten, vielleicht das schönste unter den vierfüßigen Thieren ist. An Größe steht — sowohl was seine Höhe als Länge anbelangt — der Nebelparder dem (wohl den meisten meiner Leser aus eigener Anschauung bekannten) Leoparden allerdings erheblich nach, an Stärke aber nur wenig, und an Muth und Wildheit übertrifft er denselben. Wie der Leopard hat auch er einen sehr langen Schwanz.

Erst vor ein paar Jahren kamen die ersten lebenden Exemplare dieses prächtigen, fast ausschließlich von Fleischnahrung lebenden Thieres nach Europa; und zwar an die zoologischen Gärten von Paris und London; noch später nach Deutschland. Es befindet nämlich sich erst seit dem November 1880 ein Exemplar

desselben in dem großen, reich ausgestatteten zoologischen Garten von Berlin, wo es sofort durch seine Schönheit die bewundernden Blicke aller Besucher des Gartens auf sich lenkte. Nach den hier gemachten Beobachtungen ist dieser Parder ein „Nachtthier“. Denn nur durch Peitschenhiebe oder sonstige Zwangsmaßregeln ist er dazu zu vermögen, sein Strohlager — auf welchem er den Tag über schlafend oder knurrend und grollend zusammengekauert liegt — zu verlassen. Dagegen ist er bei einbrechender Nacht voll Leben und Munterkeit und wandert ruhelos in seinem Käfig auf und ab bis zum anbrechenden Morgen. Ob und in wie weit er der Zähmung fähig, ist noch nicht bekannt.

Onkel Nero.

Von Cäcilie Mölke.

(Zu dem Bilde Seite 81.)

„Nero, komm, setz' dich mal grad',
Steif die Pfoten, nicht gerührt! —
Jetzt wird Onkel Doktors Staat,
Alter Freund, dir anprobirt!

Erst die Ohren fest gelegt
Mit dem weißen Zahnschmerz Tuch, —
Nicht gewackelt, nicht bewegt! —
Sage, ist's so fest genug?

So, darüber kommt der Hut, —
Ist er wirklich nicht zu weit?

Nein, wie siehst du aus so gut,
So voll Würde, so geachtet!

So, wie Onkel Doktor thut,
Häng' den Mantel drüber fein, —
Könntest wirklich jetzt ganz gut
Unser Onkel Dokto: sein!

Weg da mit dem Buschelschweif,
Der will dazu gar nicht stehn, —
Still geseffen, stumm und steif,
Bis der Onkel dich gesehn!“

„Gottlieb, rappple Dich!“

Von Ernst Rausch.

„Das Gold liegt auf der Straße,“ sagt ein Sprichwort, und es hat nicht so Unrecht. Wenn das aber schier unglaublich dünken sollte, dem wird mein Geschichtchen vielleicht die Augen öffnen, daß er's liegen sieht — das Gold nämlich — und flugs davon zulangt.

Als der Erzähler noch ein Knabe war, besuchte er eine Dorfschule im preussischen Sachsenlande. Neben ihm, aber einen Platz höher, saß

Gottlieb Leitner, der jüngste Sohn des Dorfschneiders, der ein ganzer Zunge vom Scheitel bis zur Schuhsohle war und vor dem wir anderen Knaben in allen Stücken einen gewaltigen Respekt hatten.

Er hatte einen Zauberspruch, der war kurz genug und hieß: „Gottlieb, rappple Dich!“ Das war so ein Lieblingswort, ein Zuruf an sich selbst, mit dem er sich zur Ueberwindung ent-

gegenstehender Schwierigkeiten anfeuerte und der seine Wirkung nie verfehlte. Wenn ihm etwa Zwei oder Drei zu Leibe wollten, die ihn an Länge ein gut Stück überragten, rief er sich zu: „Gottlieb, rappelle Dich!“ und — sie lagen am Boden. Wenn es galt, in der Schule eine Aufgabe zu lösen und es wollte nicht gehen und wollte nicht gehen, rief er wieder: „Gottlieb, rappelle Dich!“ und es ging; und Gottlieb rappelte sich immer und war nie ein Traumkopf, so daß er allen seinen Kameraden, als er am heiligen Ostertage konfirmirt wurde, an Kenntnissen und Fertigkeiten nicht wenig überlegen war. Ein Handwerk lernte er nicht, denn der Amtmann, der das „Gottlieb, rappelle Dich!“ wohl auch gehört und daran Gefallen gefunden haben mochte, nahm ihn zu sich auf den Herrenhof und wollte einen tüchtigen Landwirth, wie er selber einer war, aus ihm machen. Vielleicht sollte er später auch einmal auf einem polnischen Rappen, mit blitzenden Sporen an den Stiefeln, auf's Feld hinausreiten und die Arbeiter kontrolliren, denn der Amtmann hatte keine Kinder.

Aber der Gottlieb machte dem Herrn Amtmann einen Strich durch seine Rechnung. Von Gunst und Wohlthat mochte er nichts wissen, sondern war Willens, sich sein Stückchen Brod und noch etwas mehr mit Fleiß und Schweiß, mit Hand und Verstand zu erarbeiten. Er hatte sich fleißig im Garten und mit besonderer Vorliebe mit den jungen Bäumchen beschäftigt, und da er ein guter Rechner war, hatte er bald ausgerechnet, daß damit Geld zu verdienen sein müsse. Es war just um dieselbe Zeit, als ihm in der Kreisstadt vom Landrath und einem Generale gesagt wurde: „Gottlieb, Soldat brauchst Du nicht zu werden!“ daß sein Vater starb und ihm, als einziges Erbtheil, ein Stückchen Land, es mochte etwa ein preussischer Morgen sein, hinterließ. Da sprach Gottlieb zum Amtmann: „Herr Amtmann, ich will jetzt mein Glück auf eigene Hand versuchen, schreibt mir den Scheidebrief!“

Der Amtmann wollte ihn zwar zurückhalten und stellte ihm die Sache von allen Seiten vor; aber er war doch ein zu vernünftiger Mann und

sagte zuletzt: „Gottlieb, daß Du das Ding nicht ungeschickt anfangen wirst, weiß ich wohl und wenn Du zu Deinem Geschäft ein paar Groschen Geld brauchen solltest, so weißt Du mich doch wohnen! nicht?“ und Gottlieb sagte „Ja“ und so schieden sie.

Er zögerte nun nicht und wandte ein paar Hundert Thaler, die er sich gespart hatte, zum Theil daran, sein Feld einzurichten und zu bearbeiten und eine Baumschule anzulegen. Die ersten drei oder vier Jahre freilich mag's mit den Zinsen schlecht genug ausgesehen haben, aber nachher ist der Gewinn gekommen und sein Muth mit demselben immer größer geworden.

Als bald darauf ein mäßiges Bauerngut zum Verkauf stand, erinnerte er sich daran, was der Amtmann zu ihm gesagt hatte. Der lieh ihm mit Freuden das nöthige Geld, und Gottlieb kaufte das Gut. Nun trieb er Obstbaumzucht im Großen und den Gewinn natürlich auch. Ich hab' ihm zwar nie in den Geldbeutel geschaut, aber ein anständiges Sümmlen muß darin gewesen sein, denn bald zahlte er dem Amtmann seine Schuld zurück, vergrößerte durch Ankauf noch anderer Ländereien sein Besitzthum um ein Bedeutendes und schuf die herrlichsten Gärten und Parkanlagen, in deren Mittelpunkt er sich zuletzt ein ebenso bequemes Wohnhaus erbaute. In demselben lebt er noch heute und denkt, wie ich erst kürzlich erfahren habe, noch lange nicht daran, die Hände müßig in den Schooß zu legen; ja, er soll sich zuweilen noch immer zürnen: „Gottlieb, rappelle Dich!“

Nun meint der Erzähler, Gottlieb hätte überall sein Glück gefunden, wenn er auch ein Kaufmann, ein Schneider, ein Besenbinder oder sonst was Anderes geworden wäre. Der Erzähler meint aber noch dazu: „Du, mein junger Freund, wirst das Deine auch finden, wenn Du nur den Sinn des Sprichwortes: „Das Gold liegt auf der Straße“ beherzigen und Dir fleißig zürnen willst: „Gottlieb, rappelle Dich!“ Brauchst darum zwar noch lange kein steinreicher Mann zu werden, aber was der Zufriedenheit genügt, wirst Du sicher haben!



Das Elen.

(Zu dem Bilde Seite 88.)



as ist das für eine phantastische Gestalt, welche eben, halb Hirsch, halb Pferd, schüttelndes Hauptes heraustritt aus dem Föhrenwalde und trabend dem kleinen See zueilt, der den Eingang zur Kiefernhaide belebt? Diese auffallende

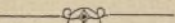
Größe, welche sie neben das Pferd stellt; dieser pferdeartige Kopf, welcher gleichsam ohne Hals am Rumpfe sitzt, diese breiten, eirunden und zugespitzten Ohren, welche klatschend an die Rinnbacken schlagen; dieser bemähnte Hals, der wie ein Kropf von ihm herabhängt; dieser bemähnte Rücken, dem sogar eine bärtige Nasenspitze entspricht; dieses kolossale Geweih endlich, das wie eine doppelte Riesenschaukel das Plumpe des Hauptes und der ganzen Gestalt vollendet — das Alles legt in sie einen solchen Reichtum des Bizarren und Abenteuerlichen, daß das Gemüth eher vor ihr zurückschreckt, als sich von ihr angezogen fühlt.

Nach geschichtlichen Urkunden und fossil gefundenen Geweihen, bewohnte einst das Elen das ganze nördliche Europa, den größten Theil von Deutschland, am zahlreichsten Ungarn, Polen, Skandinavien und Rußland. Das Erlöschen seines Daseins fällt in Deutschland ziemlich mit dem Verschwinden des Auerochsen zusammen. In Sachsen soll das letzte Elen im Jahre 1746 erlegt sein. Trotzdem hat es immer noch ein zäheres Dasein bewiesen wie der Auerochs; denn während derselbe nur auf wenige Heerden in Rußland beschränkt blieb, bildet es noch dessen Vorhut in Deutschland.

Es ist übrigens kein Wunder, wenn dem Menschen nach diesem Wildpret gelüftet. Es gilt allgemein, besonders in der Jugend, und der talgreiche Körper kann nur dafür sprechen, als überaus wohlschmeckend und das junge Geweih sogar als ein Leckerbissen. Seine Haut, welche das stärkste Wildleder und dem Indianer

das Material zu Rähnen und Zelten liefert, sein Haar, welches zum Polstern dient, sein Ge- weih, das man zu Hirschhorn raspelt oder zu Geräthschaften verwendet, selbst seine Knochen, die man ihrer bleibenden Weiße halber wie Elfenbein benutzt — Alles das macht das Elen zu einem Gegenstande origineller Jagden, und in den baltischen Provinzen gilt die Jagd auf das Halang, wie es dort heißt, als ein Fest.

In einem Dezembertage ist der Wald von Treibern und Schützen umstellt. Nichts spricht von einem Leben, das unter diesen beschneiten Kiefern sich etwa regt. Da plötzlich durchschallt es den Wald in langgezogenen Tönen, wie der Ruf des Jagdhorns. Mit einem Male ist die Haide lebendig. Ein zweites Jagdhorn antwortet. Lauter und immer lauter, melodisch und melancholisch, wie der Sterberuf des Jagdhorns, ertönt das „Halang“ der Treiber, zugleich ein Schlägen an die Bäume, das klappernd den Wald erfüllt. Immer näher kommt die wilde Jagd, die Zweige brechen, ein lautes Knacken, ein dumpfer Tritt — und aus dem Walde bricht schnaubend, mit emporgestraubter Mähne und tieferabhängenden Ohren, Alles hinter sich lassend, der wuthentbrannte Hirsch. Nur der sicheren Kugel vermag er nicht zu entfliehen. Ein Schuß — zwei ungeheure Säge des Hirsches — und er sinkt in die Knie; glücklich noch, wenn er sich an einen Baum lehnen konnte. Aber schon folgt ihm die wilde Jagd auf dem Fuße. Nacken und Geweih zu Boden senkend, rüstet er sich, nochmals aufspringend, zu todesmüthiger Gegenwehr. Es ist seine letzte. Noch ein Schuß, und wieder ist einer von Siegfrieds wilden Gegnern dahin. Jubelnd ertönen die Hörner. Doch wie über einem gefallenem Helden, der sein Leben theuer verkaufte, feuern die Schützen ihre Gewehre in die Luft. So kehrt die wilde Jagd nach Hause und ein Stück deutscher Urzeit ist an ihren Blicken vorübergezogen.





Das Gien. (Siehe Seite 87.)

Die Farnn der Vorzeit.

Von C. Wiefner.

Die Herren Naturforscher haben erspähet, daß vor langen, langen Jahren unsere Erde zum größten Theil mit Farnkräutern und Farnbäumen bewachsen gewesen ist. Sie haben

„Tiefe Sümpfe bedeckten vor langen Zeiten das Land. Aber überall wucherte bereits die niedere Pflanzenwelt, die der Algen und Moose. Sie sanken in den Sumpf und bildeten die ersten



Siegelbäume und Schuppenbäume.

in den Steinkohlen Reste und Abdrücke von Pflanzen gefunden und sich überzeugt, daß dieselben meist von Farn herrühren. Bereits über 500 verschiedene Farnarten sind festgestellt.

und mächtigen Torflager. Aus diesen Schichten erhoben sich endlich prachtvolle Urwälder. Schlankte Farnstämme von brauner Färbung, bis auf die Wurzel herab mit den Narben der abgefallenen Wedel bedeckt, von üppigen Moosen

bewohnt, strebten bis 10 Meter hoch, stärker oder dünner zum Lichte. Wie prachtvolle Straußfedern werden die Wedel vom Winde leicht hin und her bewegt. Ihr leichtes, luftiges Blätterdach wölbt sich nicht wie das der majestätischen Palmenkrone. Es war flach. Die schweren Wedel mit ihren zahlreichen Fiederchen neigten sich. Ueber den zarten, dunkelgrünen Wedeln zogen die dunkeln, schweren Wolken dahin.

Aber nicht alle Farn besaßen einen Stamm, auf dem palmenartige Schäfte ruhten. Sehr viele wucherten mit ihren Wedeln auf dem Boden, ungeheure üppige Büsche bildend. In der Gegenwart wird nur in Australien (Neuseeland) eine ähnliche Landschaft gefunden. Massenhaft breiten sich auf diesen wellenförmigen Fluren die Farnbäume aus, doch wird hier der liebliche Wuchs der Gräser vermißt. Keine freundliche Wiese bedeckt das Land. Also ist es auch zu den Zeiten der Steinkohlenbildung gewesen. Wo die dichtesten Farnbäume sproßten, da keimte kein Grashalm empor. Aber neben den Farnbäumen wuchsen die Zapfenbäume, welche noch heute in den Urwäldern Südamerikas gefunden werden. Die Schuppenbäume (siehe auf der

linken Seite in der Mitte des Bildes) sind die wunderbarsten Gestalten jener Zeit. Auf der Rinde ließen die Blätter, welche auf der Schuppe standen, diese schuppenartigen Figuren zurück. Neben den Schuppenbäumen erhoben sich die Siegelbäume, die um den Baum herum in grader Richtung Linien zeigen und zwischen denselben Vierecke mit gewöhnlich fünf Punkten.

Trostlose Einsamkeit und Einförmigkeit beherrschte diese Urwälder. Nur einzelne, lichtsehe Amphibien durchstrochen gespensterhaft die Wälder. Kein Vogelfang, kein Insektenbrummen störte die wüste Einsamkeit. Diese Einförmigkeit war um so niederdrückender, da die Zahl der Pflanzenarten, welche jetzt über 11 000 beträgt, damals nur gegen 700 Arten umfaßte. Die leicht wachsenden, aber auch leicht hinsinkenden Bäume bildeten im Laufe der Zeiten hohe Pflanzenschichten, welche endlich von aufwärts geschobenen Gesteinmassen verschüttet wurden. Das Nothliegende ward der Leichenstein der Steinkohlenwälder, doch blieben die Farnkräuter und Farnbäume als Zeugen vergangener Zeiten übrig."

Der Adler und die Dohle.

Ein Adler schoß aus hoher Lust,
Erlor ein Lämmchen sich zur Beute
Und schwang sich auf zur Felsenkluft,
Wo er des Fanges sich erfreute.

„Ei," spricht die Dohle, die den Aar
Das Lamm sah durch die Lüfte tragen,
„Ei," spricht sie, „ich will mich sogar
An einen starken Widder wagen."

Gesagt, gethan. Schnell fliegt sie hin
Auf eines feisten Widders Rücken.

„Und wenn ich auch nur Dohle bin,
Ihn fortzutragen, muß mir glücken."

Doch ihre Kraft ist viel zu schwach,
Sie rückt den Bock nicht von der Stelle.
Und mit den Krallen hundertfach
Verwirrt sie sich im Wollenselle.

Gern ließe sie den Widder stehn,
Könnt sie nur über Thal und Hügel!

Der Hirt, kaum hat er sie gesehn,
Fängt sie und stuzet ihr die Flügel.

Er nimmt sie dann mit sich nach Haus
Als Spielzeug für die kleinen Knaben.

„Ei," riefen diese freudig aus,
„Was wir für einen Vogel haben!"

„Ein lächerliches Dohlen-Vieh!"
Dieß sich der Vater drauf vernehmen,
„Vor einer Stunde glaubte sie
Den Adler selber zu beschämen."

Willst Du nicht haben Spott und Schaden,
So laß Dir von der Fabel rathen:
Niemals an Dinge Dich zu wagen,
Die Deine Kräfte überragen.

Sprichwort:

Hochmuth kommt vor dem Fall.

G. 2.

Marienwürmchen fliege!

Märchen von N. Pautier.

„Marienwürmchen fliege!
Dein Vater ist im Kriege,
Deine Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.“

So singen die Kinder, wenn sie ein Marienwürmchen fliegen sehen, und nun hört, was ich Euch davon erzählen will. Vor Zeiten lebte einmal ein Arbeiter mit seiner Frau in einem ärmlichen Hüttchen; aber es waren brave, fleißige und ehrliche Leute, welche stets getreu in ihrer Pflicht, nur ihre Freude darin suchten, die Gebote des lieben Gottes zu erfüllen. So beneideten sie die Reicheren nicht, denn sie hatten einen Schatz im Herzen, nach dem die Diebe nicht graben und ihn stehlen können, und der sie wohl glücklicher machte, als manchen faulen Müßiggänger. Dieser Schatz war Zufriedenheit, ein gutes Gewissen und Gottvertrauen. Und der himmlische Vater täuschte auch ihr Vertrauen nicht, denn sie hatten bis jetzt noch stets ihr Auskommen gehabt und sich von ihrer Hände Arbeit ernährt, wenn zwar nicht mit Leckerbissen, so doch mit gesunder, wohltschmeckender Kost. Auch sollten sie noch eine größere Freude erhalten, denn Gott schenkte ihnen bald ein kleines Töchterlein, ein gar allerliebstes, niedliches Kindchen mit einem freundlichen Gesichtchen und hellen großen Guckäugelein. Das war denn auch ein rechtes Glück für die guten Leute und sie gelobten sich gegenseitig, es brav und ordentlich zu erziehen in Gottesfurcht und Liebe, in Fleiß und Ehrbarkeit und in allen Tugenden. Als nun die Mutter noch des Abends spät im Bett den lieben Gott recht aus Herzensgrund gebeten hatte, ihr doch bei der Behütung des kleinen Töchterleins behilflich zu sein, da träumte sie in derselben Nacht, daß die Mutter Gottes das Kindlein küßte und segnete und ihr versprach, für dasselbe zu sorgen und es sicher zu führen durch alles Erdenleid und es stets lieb und gut zu erhalten. Darüber freute sich die fromme Frau recht sehr, und sie drang darauf, daß das Töchterchen in der Taufe Maria geheißener wurde.

So vergingen mehrere Jahre und Maria war ein gar liebliches Kind geworden, welches

stets fleißig in der Schule, wie im Hause, den lieben Eltern nur Freude bereitete, und einem Leben, der es kannte, seiner Artigkeit, Bescheidenheit und Frömmigkeit wegen gefiel. Da, als es noch nicht ganz das neunte Jahr vollendet hatte, brach ein böser Krieg aus, so daß alle tapferen Männer des Vaterlandes gar weit wegmarschiren mußten nach dem Süden, wo die Feinde ihnen entgegentraten und sich mit ihnen im Kampfe maßen. Da mußte denn auch Mariens Vater hinwegziehen mit den andern Soldaten. Er küßte beim Abschied die schluchzende Frau und das weinende Töchterlein, drückte es vielmals an sein Herz und sprach nur die wenigen Worte: „Der liebe Gott erhalte, beschütze und segne Euch und gebe, daß wir einst Alle fröhlich und gesund uns wiedersehen!“ Dann riß er sich traurigen Herzens los von ihnen und war gar bald ihren Blicken entschwunden. Ach, wie unglücklich waren da beide! Doch, ein Unglück kommt selten allein! Die Feinde drangen siegreich vor und kamen näher und näher dem friedlichen Dörfchen, wo Maria mit ihrer Mutter wohnte. Ja, eines Tages standen sie drohend vor der Thür und verlangten fluchend Geld und Gewaaren, so viel, wie es die arme Frau in ihrem Leben noch nicht besessen hatte. Als sie ihnen dieses aber unter Thränen versicherte, da wurden sie noch wüthender und führten das arme Weib gefangen hinweg, warfen auch Feuer in die Häuser, so daß das ganze Dorf in Flammen aufging. Das arme Mägdelein aber, das nicht von der Mutter gehen wollte und sich krampfhaft an sie anklammerte, schlugen die rohen Menschen so sehr, daß es bestinnungslos auf der Straße liegen blieb. Als nun das Kind aus seiner Ohnmacht erwachte, lag es auf der Straße ganz allein, und es war mitten in der Nacht; o, wie fing es da an gar schmerzlich zu jammern und nach der lieben Mutter zu verlangen! Doch alles war umsonst, denn kein Mensch hörte ihr Flehen. Da gedachte Maria ihres himmlischen Vaters. Sie betete so recht aus inbrünstigem Herzen zu ihm und bat ihn flehentlich, doch alles wieder gut zu machen und sie wieder zu

den lieben Eltern zu führen. Siehe! auf einmal sah sie, daß sich die Wolken von einander theilten, und hinunter stieg ein Engel, eine gar liebe, holdselige Erscheinung mit einem Glorienschein um dem Haupte. Der tröstete das weinende Mägdlein und sprach zu ihm: „Weine nicht, Du liebes, gutes Kind, denn Dein Gebet soll in Erfüllung gehen und Du sollst Deine beiden Eltern wieder finden und so glücklich, ja noch viel glücklicher werden, wie ehemals. Nur kannst Du nicht so bleiben, wie Du jetzt bist, denn die bösen Menschen würden Dich bald tödten und verderben. Darum fliege als Käferlein weit über ihre Köpfe hinweg, nach dem feindlichen Lande, und wenn Du Deinen Vater gefunden hast, dann sollst Du Deine menschliche Gestalt wieder erhalten, denn er wird Dich beschützen und mit Dir wieder hierher ziehen, um auch Deine Mutter zu befreien.“ Da breitete er seine Hände über das staunende Mägdlein aus, und gar bald flog ein liebes Marienwürmchen, roth mit schwarzen Fleckchen, darunter hervor nach dem Süden hin, der Sonne entgegen, wie es der Engel ihm geheißen, weil dort der Vater zu finden war. Gar oft mußte Marienwürmchen sich ausruhen auf einem grünen Blättchen, und die Singvögelein, die ihm wie Riesen erschienen, schauten es von Weitem an und bewunderten es auch in der Nähe, denn es war gar zierlich, reizend und hübsch. Aber sie thaten ihm nichts zu Leide, denn der Engel hatte es ihnen verboten, und ihnen auch gesagt, daß sie sein kleines Käferlein sollten in Schutz nehmen und es erfreuen, wo sie nur immer konnten. Die Nachtigall aber sagte zu ihm: „Meine Reisezeit ist gekommen, wo ich wieder dem Süden zufliegen muß, wir wollen deshalb die Reise gemeinschaftlich machen.“ Solche Rede gefiel dem Marienwürmchen wohl und reisten nun die beiden mit einander.

Viele Tage ging das ganz gut, aber einstens als die Nachtigall sich ein Frühstück aus dem naheliegenden Wäldchen zu verschaffen bemüht war, siehe, da ging auf einmal ein großer Schatten über das kleine Thierchen und verdunkelte die Sonne, welche es bis jetzt so hübsch noch beschienen hatte. Bestürzt öffnete es die Augenlein, und da sah es sich in einem engen,

engen Gefängniß, das durch vier oder fünf Dachspalten nur ein ganz klein wenig Tageslicht erhielt! O! wie war das arme Käferchen da bestürzt und geängstigt! Und nun bewegte sich noch dazu das Dach des Gefängnisses und drohte alle Augenblicke es zu erdrücken! Ihr werdet wohl schon errathen haben: es war die Hand eines großen Buben, welche Marienwürmchen so fest umschloß und es nun eilig davontragen wollte, um es aufzuheben und in einem ganz engen, dunklen Schächtelchen zu füttern. O, darin wäre es wohl recht bald gestorben! Aber des Knaben Schwesterlein, die kleine Frieda, hatte des Bruders Beginnen wohl bemerkt. „O bitte, bitte, lieber Otto! laß doch das Käferlein fliegen!“ so bat sie mit weicher, mitleidiger Stimme so recht herzinniglich; „o bitte, sperre es nicht ein und laß ihm doch die Freiheit!“ Aber Otto wollte nicht nachgeben. Doch sie lief ihm nach und hörte nicht auf zu bitten, ja, sie versprach ihm ihr neues, schönes Bilderbuch zum Geschenk, wenn er nur dem armen, lieben Thierchen die Freiheit wiedergäbe. Da konnte Otto nicht mehr widerstehen, denn er hatte ja auch kein schlechtes Herz. „Nein, behalte nur Dein Büchlein, ich will das Käferchen so wie so jetzt nicht mehr!“ rief er fröhlich aus, ging in den Sonnenschein und öffnete das enge Gefängniß seiner Hand. Dann sang er und mit ihm sein Schwesterchen:

Marienwürmchen fliege!
Dein Vater ist im Kriege,
Deine Mutter ist in Pommernland,
Pommernland ist abgebrannt,
Marienwürmchen fliege!“

Und dahin schwirrte das kleine Thier auf die grünen Blättchen, wo Frau Nachtigall schon saß und seiner wartete unter Gram und Leid. O wie war sie fröhlich, ihren kleinen Schützling wieder zu erblicken! Doch sie sprach zu ihm: „Meine Zeit ist um und ich muß nun eilen, daß ich nach dem Süden, nach dem warmen Lande komme, denn alle meine Verwandten und Bekannten sind mir schon voraus; aber unmöglich, kleines Thierchen, kannst Du mit mir Schritt halten, und verlassen will ich Dich nicht, denn der Engel hat mir geheißen, für Dich zu sorgen. Darum setze Dich auf meinen Rücken und verbirg Dich wohl in meinen

Jedern, daß ich Dich zu Deinem lieben Vater trage!"

Das war Marienwürmchen wohl zufrieden und nun reisten beide ab, weit, weit über Flüsse und Berge und Thäler immer der Sonne entgegen; und sie kamen in das Land des herrlichen Weines und in das Land des ewigen Frühlings, doch der böse Krieg hatte das Alles zerstört und verwildert, es sah alles, ach! so traurig und hoffnungslos aus. Aber es verzagte nicht, denn der Engel hatte ja gesagt, daß es den Vater wiederfinden sollte, und darum glaubte und hoffte es stets; und darum flog es mit der lieben, treuen Nachtigall von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt. Wenn dann das arme, verlassene Käferlein des Abends im weichen Daunenbettchen der Nachtigall saß, ward es ihm stets so traurig um's Herz und sehnsuchtsvoll gedachte es der lieben Eltern.

Während das Töchterchen als Marienkäfer so überall ihren Vater suchte, hatte derselbe ein recht hartes, trauriges Loos; denn er war im Kriege als Gefangener fortgeführt worden, und mußte jetzt mit noch anderen Mitgefangenen schwere Arbeit thun. Ein harter Aufseher bewachte alle Gefangenen gar strenge und gab ihnen täglich neue und schwere Lasten auf, so daß sie kaum Alles zu thun vermochten.

Aber Alle waren geduldig, stille und fleißig und hofften auf den lieben Gott und auf ihre Brüder im fernem Vaterlande, daß diese einst siegreich wiederkehren und sie aus den Händen ihrer Feinde befreien würden. Viele wurden krank, darunter auch Mariechens Vater, und schon nahete der Tag, wo derselbe sterben zu müssen glaubte. Da betete er denn recht inbrünstig noch einmal zum lieben Gott für das Wohlergehen seiner guten Frau und seines einzigen, geliebten Kindes. „O lieber Gott,“ rief er laut flehend, „beschütze sie und sei Du fortan ihr Vater und Versorger und nimm sie

stets in Deinen Schutz.“ Und siehe! als er diese Worte gesprochen, flog ein Marienwürmchen zu ihm nieder und setzte sich auf seine Hand; und es erkannte ihn wieder, den lieben, lieben Vater, reckte die Flügel ein und flog hoch, hoch empor. Da kam ihm aus den Wolken der Engel entgegen, segnete es und brachte es in seinen Armen dem Vater wieder als holdseliges liebliches Töchterlein. Aber auch er erkannte es sogleich und schloß es voll Freude, Nührung und Dankbarkeit so hochbeglückt in seine Arme! Und alle, die dies mit ansahen, mußten den himmlischen Vater preisen; auch der harte Aufseher ward erweicht und bat den König des Landes, den Gefangenen sogleich die Freiheit zu schenken. Und als der König das liebe Kind sah, gewährte er gern die Bitte, und ließ sich von ihm seine Geschichte erzählen. Darauf verordnete er, daß Alle abziehen könnten in ihr Vaterland und auch, daß Mariens Mutter dort sogleich ihre Freiheit erhielt. Und es geschah nach seinen Worten. O wie beglückt war nun das arme Weib, als sich die Thür ihres Gefängnisses öffnete, um ihren Mann und ihr Töchterlein einzulassen. „Ja, der himmlische Vater verläßt die nicht, die ihm vertrauen und auf ihn hoffen!“ rief sie einmal über das andere.

Darauf bauten sie ihr abgebranntes Häuschen wieder auf, zogen hinein und lebten wieder still und zufrieden, ja, wohl noch zufriedener und glücklicher wie ehemals. Und der Engel behielt seinen kleinen Schützling lieb, denn das Mägdlein war nach wie vor treu und fleißig, bescheiden, fromm und tugendhaft und ihren Eltern die größte Freude.

Die kleine Nachtigall aber besuchte in jedem Frühling die guten Leute und freute sich mit ihnen ihres Glückes, und sang ihnen herrliche Lieder vor vom Lobe Gottes und von der schönen, erwachenden Schöpfung.

Auf Helgoland.

Von F. Knauth.

(Zu dem Bilde Seite 96.)

Ei seht doch an, welch' artig Bild!
Fürwahr, ich muß gestehn,
Daß an dem kleinen Völkchen hier
Sch kaum mich satt kann sehn.

Der Held des Kleeblatts — wär's nicht so? —
„Barhäuptig und voll Muth“
Ist Friz, inmitten jener Zwei,
Die sorglich schützt der Hut.

Wie kühn und feck tritt er einher!
Wie ein Soldat zu Fuß
Theilt er im Marschschritt dreist die Fluth:
Das ist ihm Hochgenuß.


Und die Gefährten rechts und links
Zieht rastlos er mit fort;
Auf ihren Liebling weist er hin,
Des Hauses Schutz und Hort.

„Auf, auf!“ so ruft er ihnen zu,
„Wir holen bald ihn ein
Den kühnen Schwimmer, unsern Freund:
Er darf nicht Sieger sein!“

Und hingelagert an dem Strand
Der Düne schaut in Ruh
Ein andres Kleeblatt voller Lust
Dem muntern Treiben zu.

Der furchtsame Adam.

Eine tragisch-komische Geschichte von Wilhelm Dehm.

inder und unwissende, abergläubische Menschen fürchten sich in der Regel am meisten und zwar vor Dingen, die entweder gar nicht, oder nur in ihrer Einbildung vorhanden und deshalb auch nicht zu fürchten sind. Worin hat die Furcht dieser Menschen ihren Grund? Einmal in einer verkehrten Erziehung, dann in der Unkenntniß der Natur mit ihren Kräften und Erscheinungen, auch hie und da in schwachen Nerven.

Einen kleinen Beitrag, wie ungegründet die Furcht in den meisten Fällen ist, soll nachfolgende Geschichte liefern.

Der zwölfjährige Adam Brummer hatte in seiner Jugend eine Kinderwärterin, die, weil unwissend und abergläubisch, das ihr anvertraute Kind so zur Furcht erzog, daß es bei dem Eintritte der Dunkelheit nicht allein im Zimmer blieb und dasselbe ohne Begleitung auch nicht verließ. Als die Eltern dies bemerkten, wandten sie zwar alle Mittel an, um ihrem Sohne das Thörichte seiner Furcht zu zeigen, aber sie blieben in den meisten Fällen fruchtlos.

Ein besonterer Vorfall, den ich zur Erheiterung meiner jungen Leser erzählen will, brachte es endlich doch dahin, daß bei Adam die ungewöhnlich große Furcht nach und nach verschwand.

Es war im Dezember — also in dem Monate, der sich durch trübe und kurze Tage auszeichnet und nebst dem November jedenfalls der unbeliebteste von allen Monaten sein würde, fiel nicht in seine trüben und melancholischen Tage

das heitere und fröhliche Weihnachtsfest mit dem prächtigen Christbaum —, als Adam von seinem Vater den Auftrag erhielt, den Verwandten in dem kaum eine Stunde entfernten Dorfe S. ein Geschenk an Nüssen zu bringen, welche in diesem Jahre besonders gut gerathen waren.

Die Nüsse wurden von Adam in seinem Bücherränzchen getragen, das ganz damit angefüllt war. Damit er vor dem Einbruche der Nacht wieder zu Hause sein konnte, ließ ihn der Vater unmittelbar nach eingenommenem Mittagessen fortgehen. Gern hätte die allzu sehr besorgte Mutter ihren Adam durch die Magd begleiten lassen; allein diese hatte gerade dringende Geschäfte zu besorgen, und die viel jüngeren Geschwister Adams sollten ihren Bruder deshalb nicht begleiten, weil das Wetter etwas unfreundlich war. Ueberdies sagte der Vater: „Adam kann allein nach S. gehen; er kennt den Weg dahin ganz genau und in seinem Alter ist eine solche Entfernung, die er bei hellem Tage zu gehen hat, ganz unbedeutend, und zu fürchten braucht er sich nicht; ich wüßte nicht vor wem.“

Nachdem Adam von seinen Eltern die nöthigen Aufträge und Weisungen erhalten hatte, trat er seine kleine Reise an. Der Weg war ihm so genau bekannt, daß er ihn nicht verfehlen konnte weder bei Tag, noch bei Nacht. Nur ein Umstand war unserm Adam nicht recht, nämlich der, daß der Weg ungefähr eine Viertelstunde lang durch einen ziemlich dichten Wald führte. Schon auf dem Hinwege nach S., als er den Wald eiligst durchschritt, ergriff

ihn ein banges, der Furcht sehr nahe verwandtes Gefühl. Angstlich sah er bald rechts, bald links durch die entlaubten Bäume, ob nicht etwas Verdächtiges zu bemerken wäre — allein, nichts zeigte sich. Nur einmal war es ihm, als ob zwischen dem dichten Unterholze etwas durchhuschte, was ein Hase, ein Eichhörnchen oder ein anderes Thier gewesen sein konnte; er hielt es natürlich für etwas anderes. Raufchten die dünnen Blätter ungewöhnlich stark unter seinen Füßen, so blieb er einen Augenblick betreten stehen, horchte aufmerksam nach allen Seiten hin, und da wieder alles ruhig war, so setzte er seinen Weg noch schneller als bisher fort.

Mit einem tiefen, das Herz erleichternden

Seufzer trat er aus dem Walde; vor ihm lag S., das Ziel seiner Reise, das er nach einer Viertelstunde auch glücklich erreicht hatte.

Der freundliche Empfang seiner Verwandten, namentlich des jüngeren Theiles derselben, ließ ihn die ausgestandene Angst bald vergessen. Er übergab die Nüsse und unterhielt sich mit dem gleichalterigen Fritz so vortrefflich, daß er zu spät bemerkte, wie es bereits anfang zu dunkeln, wozu besonders der eintretende Nebel viel beitrug. Hastig warf er sein Ränzchen auf den Rücken, verabschiedete sich von den Verwandten und lief, so schnell er es vermochte, der Heimat zu.

(Schluß folgt.)

Fünf schwere Räthsel für die ganz Kleinen.

Von C. Lausch.

1.

Ich möcht' hören, ob Ihr wißt,
Wer in der Stadt der Höchste ist?

2.

Welcher Schwarze ist's gewesen,
Den Ihr seht mit einem Besen?

3.

Zur Sommerzeit
Fliegt weit und breit
Ein Thierchen klein
Und sammelt ein
Was Süßes. Ei,
Nun rathe fein,
Was für ein Thierchen
Mag das sein?

4.

Das Ganze
Eine Pflanze
An Wegen
Und Stegen
Mit rothen Köpfen
Auf grünen Kröpfen;
Mit scharfen Speeren,
Um sich zu wehren.

5.

Ein grünes Kraut,
Wird nicht gebaut,
Das schmerzt und brennt;
Und wer es kennt,
Der greift's nicht an,
Läßt's lieber stahn.

Scherz-Aufgabe.



In die vorstehende Silhouette — Schweinskopf — ist ein wesentlich anderes Bild hineinzuzeichnen und zwar so, daß die Umrisse der neuen Zeichnung und diejenigen der Silhouette sich vollständig decken.

Auflösungen der Homogramme in No. 3:

1. Urne, Roer, Reid, Erde. 2. Glas, Lama, Amor, Sarg.

Auf Helgoland. (Siehe Seite 93.)



Redaktion und Verlag: G. Schwetsfche, Sep.-Cto., in Halle. Gebauer-Schwetsfche'sche Buchdruckerei in Halle.
 Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände 1—XII der „Illustrierten Zeitung für kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro
 Band in allen Buchhandlungen zu haben.